

Liechtensteiner Volksblatt

Bezugspreise: Inland und Schweiz jährlich Fr. 14.50, halbjährlich Fr. 7.30, vierteljährlich Fr. 3.70. Ausland halbjährlich Fr. 13.50, jährlich Fr. 27.—. Postamtlich bestellt halbjährlich Fr. 12.—, ganzjährlich Fr. 24.—. Bestellungen nehmen entgegen: Die nächstliegenden Postämter, die Verwaltung des Volksblattes in Vaduz, in der Schweiz auch die Buchdruckerei Au (Rhtl.) Tel. Nr. (071) 731 60. Verwaltung: Vaduz Tel. (075) 221 43 Redaktion: Vaduz, Telefon Nr. 2 13 94. Postcheck Nr. IX/2988



Organ für amtliche Rundmachungen

Anzeigenpreise: Die 1spalt. Millimeterzeile
Inland 7 Rp. 20 Rp.
Angrenz. Rheintal (Sargans b. Sennwald) 9 Rp. 22 Rp.
Uebrig Schweiz 10 Rp. 24 Rp.
Ausland 12 Rp. 28 Rp.



Anzeigenannahme für das Inland:
Verwaltung des Blattes in Vaduz, Telefon 2 21 43
Für das Rheintal, Schweiz und übrige Ausland:
Schweizer Annoncen A.-G.
St. Gallen, Tel. 22 26 26; und übrige Zweiggeschäfte

Eine kritische Stimme zur Hochkonjunktur

In der schweizerischen Handelszeitung vom 19. April 1956 erschien ein Artikel unter dem Titel „Das Mißbehagen über die Hochkonjunktur“. Diesem Artikel geben wir Raum, weil er sehr aktuell ist und Fragen und Probleme erörtert, mit denen sich auch unsere Wirtschaft und unsere Behörden eingehend zu beschäftigen haben. Allerdings läßt dieser Artikel bezüglich Lohn und Preis verschiedene Fragen offen, auf die wir später noch zurückkommen möchten.

„Man sollte annehmen, daß die Hochkonjunktur und die günstigen Aussichten ihrer Fortdauer sich auf den sozialpsychischen Zustand der Menschen vorteilhaft im Sinne einer Steigerung des Wohlbefindens, einer Befriedigung und damit einer Verminderung der sozialen Spannungen auswirken müßten. Nun machen wir aber in letzter Zeit die Erfahrung, daß dem nicht so ist, wodurch das Dichterwort bestätigt wird, daß nichts so schwer zu ertragen sei wie eine Reihe von glücklichen Tagen. Je länger die Hochkonjunktur andauert und je üppiger sie ins Kraut schießt, um so mehr scheint die Unzufriedenheit zu wachsen. Man kann in weiten Kreisen geradezu von einem Mißbehagen über die Hochkonjunktur sprechen: Und vielfach würde man es als eine Erleichterung empfinden, wenn einmal eine konjunkturelle Abschwächung käme, nicht so stark, daß daraus eigentliche wirtschaftliche und soziale Schwierigkeiten entstünden, aber immerhin stark genug, um einen Teil der Folgen und Auswüchse der Hochkonjunktur zu beseitigen, die jenes Mißbehagen erzeugen. Mit anderen Worten, eine Normalisierung der Konjunktur wäre das erstrebenswerte Ziel, d. h. ein Abbau der Uebernachfrage und der Ueberbeschäftigung auf einen Stand, der unserer wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit entspricht.“

Suchen wir die Ursachen des Mißbehagens über die Konjunktur zu eruieren, so spielt dabei der Umstand eine nicht unwichtige Rolle, daß die schweizerische Wirtschaft nun auf eine bald 20jährige günstige Konjunkturentwicklung zurückblicken kann. Inzwischen ist eine Generation herangewachsen, die noch nie eine Krise erlebt hat oder sich höchstens nur noch sehr vage an eine solche zu erinnern vermag. Je mehr wir uns zeitlich von der Krise der dreißiger Jahre mit ihrer permanenten Unterbeschäftigung entfernen, als um so selbstverständlicher wird die Vollbeschäftigung betrachtet und um so mehr konzentriert sich die Auf-

merksamkeit auf die negative Seite der Vollbeschäftigung, nämlich auf die ständigen Kosten- und Preissteigerungen. Nun bestehen aber zwischen Vollbeschäftigung einerseits und Teuerung andererseits sehr enge Zusammenhänge, ja man kann die Teuerung geradezu als den Preis bezeichnen, den wir für die Vollbeschäftigung bezahlen müssen. Denn Vollbeschäftigung führt, wenn die Konjunktur in einem bestimmten Stadium nicht gebremst wird und dann die Nachfrage über die Leistungsfähigkeit des Produktionsapparates hinauswächst, unweigerlich zu einer Konjunkturüberhitzung, die in Engpässen u. Mangelerscheinungen zum Ausdruck kommt. Dies ist ja auch in der Schweiz immer ausgeprägter der Fall. Vor allem ist der Arbeitermangel zu dem gefährlichsten Engpaß unserer Wirtschaft geworden, seit wir im Ausland nicht mehr wie früher in beliebigem Umfange Arbeitskräfte rekrutieren können. Da menschliche und sachliche Produktivkräfte, die knapp sind, in einer freien Marktwirtschaft höhere Preise bekommen, wird unter diesen Umständen die Produktion verteuert statt erhöht. Lohn-erhöhungen und andere Kostensteigerungen lassen sich aber in einer solchen konjunkturellen Situation, in der die meisten Unternehmungen ihre Kapazitäten voll ausgenutzt und sie sich um den Absatz keine Sorgen zu machen haben, relativ leicht auf die Abnehmer weiterwälzen. So führen die mit der Vollbeschäftigung verknüpften Kostensteigerungen zu einem ständigen Preisauftrieb, selbst in denjenigen Branchen, die durch die Konjunktur nicht besonders begünstigt werden. Denn auch sie werden von den konjunkturell bedingten Kostensteigerungen infiziert. So muß z. B. auch die Landwirtschaft in Uebereinstimmung mit der allgemeinen Tendenz höhere Löhne bezahlen, um eine Abwanderung ihrer Arbeitskräfte in die Industrie und in die Bauwirtschaft zu verhindern. Das verteuert die landwirtschaftlichen Produktionskosten und damit auch die Lebensmittelpreise. So zieht in der Hochkonjunktur mit ihrem Arbeitermangel eine Kosten- und Preissteigerung die andere nach sich.

Wollte man die Erscheinung des dauernden Inflationsdruckes, die das heutige Mißbehagen erzeugt, verhindern, so müßte man eine aktive Konjunkturpolitik zwecks Bremsung der Hochkonjunktur einleiten. Aus politischen Gründen ist aber ein solcher Eingriff in den freien Wirtschaftsablauf schwierig durchzu-

setzen, weshalb die Behörden bisher davon Abstand genommen haben. Denn so sehr sich heute alle über die Teuerung beklagen, so ist doch keine Wirtschaftsgruppe bereit, auf die Ausnützung der sich ihr durch die Hochkonjunktur bietenden Vorteile zu verzichten. Die Gewerkschaften hätten z. B. ganz gerne eine Stabilisierung der Preise, aber ja keine solche der Löhne. Diese sollten auch unter einem allfälligen Stabilisierungsabkommen frei bleiben und daß deshalb ohne Stabilisierung der Löhne auch keine Stabilisierung der Preise möglich ist. Bei einer solchen Einstellung ist ein Kampf gegen die Teuerung hoffnungslos. So wie die Dinge liegen, läßt sich eine gewisse Ermäßigung der Kosten und Preise daher erst dann erhoffen, wenn die Konjunktur nicht mehr so gut geht und da und dort Produktivkräfte freigesetzt werden. Mit andern Worten: Der „Verkäufermarkt“, der heute bei den Produktivkräften vorherrschend ist, muß durch einen „Käufermarkt“ ersetzt werden. Damit soll zwar nicht gesagt werden, daß die Bemühungen um die Niedrighaltung der Preise und Lebenskosten auch unter den Bedingungen der Ueberbeschäftigung ganz zwecklos sind. Der Staat könnte durch Maßnahmen, die den Wettbewerb beleben (Ermäßigung der Zölle, Aufhebung von Einfuhrbeschränkungen usw.), auf gewissen Gebieten einen leichten Preisdruck erreichen, soweit ihm in dieser Beziehung nicht durch gesetzliche Vorschriften (Landwirtschaftsgesetz) die Hände gebunden sind. Eine ins Gewicht fallende Verbilligung der Lebenshaltung wird aber bei der gegenwärtigen Spannung aller Kräfte, die den Kosten- und Preissteigerungen ständig neue Nahrung gibt, nicht möglich sein.

Aus Aufzeichnungen unseres Chronisten:

Eine schwere Sorge der Landwirte vor fünfzig Jahren

Unseren älteren Bauern dürfte es noch in guter Erinnerung sein, welch große Geißel vor fünfzig Jahren der sog. Rauschbrand in der Viehzucht war. Diese Krankheit, nicht umsonst „Plag“ genannt, wütete besonders stark unter dem Alp Vieh, namentlich bei jungen Tieren, hingegen weniger bei den Kühen. Aufzeichnungen beweisen, daß es damals Jahre gab, in denen fünfzig und noch mehr Tiere dem Rauschbrand zum Opfer fielen. Diese Krankheit trat damals in allen Gegenden in Europa auf, in denen die Viehzucht in Blüte stand. Sie kam zu allen Jahreszeiten vor, besonders aber in den

Sommermonaten, und gerade die Alpweiden waren meistens Schauplatz epidemischer Erkrankungen gealpter Tiere. Der Urheber der Krankheit wurde schon frühzeitig als kleines Lebewesen entdeckt und man wußte sogar, daß dieses Wesen sehr widerstandsfähig und bis zu 2 Jahren lebensfähig war. Dem Bazillus konnte weder Hitze noch Kälte, Trockenheit oder Nässe etwas anhaben. Man wußte, daß sich der Bazillus erst im Tierkörper entwickelte, und zwar drang er durch Wunden an den Gliedmassen, wie sie in den Alpen bei Tieren häufig vorkommen, ein und rief schwere Infektionen hervor. Auch Verletzungen des Zahnfleisches, der Zunge usw. hatten dieselbe Folge. Je nach Art der Oertlichkeit der Infektion bei den Tieren verlief auch die Krankheit, die meistens mit dem Tod des Tieres endigte. Wenn die Infektion durch Wunden an den Gliedmassen auftrat, leistete das Tier meistens länger Widerstand als bei Infektion durch den Rachen. Die Tiere gingen fast ausnahmslos bei dieser Krankheit ein, und zwar nach ein bis drei Tagen, wobei Fiebererscheinungen festgestellt werden konnten. Bei uns war man früher allgemein der Ansicht, daß der Rauschbrand in den Alpen von Kreuzotterbissen stamme. Diese Annahme erwies sich dann als irrig, als der Bazillus entdeckt wurde. Man wußte dann auch durch die Forschungen, daß er an sumpfigen Stellen und stehenden Wasser gedieh. Bei uns trat der Rauschbrand in den Alpen nicht immer gleich stark auf. Aus Aufzeichnungen ist mir bekannt, daß zum Beispiel in den siebziger Jahren das Vieh vom Vaduzer Hahnenspiel mitten im Sommer, und zwar zwei Jahre hintereinander, abgetrieben werden mußte, weil rund ein Viertel der Herde infolge Rauschbrand dahingerafft worden war.

Die Schäden für die Bauernschaft waren damals deshalb katastrophal, weil das Fleisch der kranken Tiere auch bei Notschlachtungen nicht verwendet werden konnte und eine Viehversicherung noch unbekannt war.

Ein Serum zur Schutzimpfung der Tiere wurde Ende der siebziger Jahre von einem französischen Forscher erfunden. Kurz darauf wurden in der Schweiz bereits Schutzimpfungen durchgeführt und zwar mit sichtbarem Erfolg. Bei uns wurde diese Schutzimpfung erst um die Jahrhundertwende eingeführt, doch war sie damals noch nicht obligatorisch. Von den erstmals geimpften zweihundert Stück Vieh fiel kein einziges mehr dem Rauschbrand zum Opfer. Erst in den späteren Jahren wurde durch diesen sichtbaren Erfolg die Schutzimpfung gegen den Rauschbrand obligatorisch erklärt. — Heute, nach bald sechzig Jahren, ist es eine gro-

Was geschah mit Evelyn ?

Roman von Annemarie Graf
Copyright by Cosmopress, Gené

16

„Wohin wäre es denn?“ erkundigte sich Katharina, im Innern entschlossen, dieses Angebot zu akzeptieren.

„Vorerst in ein Sanatorium bei Hochberg, — dort ist die Kleine zur Zeit untergebracht. — Mister Neil ist als berühmter Ingenieur viel auf Reisen, und Miß Neil treibt sich immer bei allen Turnieren in der Welt herum. Wenn Neil wieder irgendwo seßhaft wird, wird er seine kleine Tochter und den Buben vermutlich wieder zu sich nehmen. Sie würden dann mitgehen. Ob das London oder New York oder noch weiter fort sein würde, müßte man sehen. Also, soll ich Mister Neil Ihr Ja telegraphieren?“

Katharina atmete tief auf: „Ich danke Ihnen, Herr Professor, ja.“

Corti steckte sich eine neue Zigarre an: „Gar nichts zu danken, ist nur meine Pflicht. — Und nun, Gott befohlen! Wann können Sie diese Stelle antreten?“

„Sofort, ich könnte bis morgen reisefertig sein. Ich möchte gerne schnell anfangen.“

„Gut, also fahren Sie nach Le Soleil, stürmen Sie nicht so sehr mit der Packerei, bis ich Nach-

richt von Mister Neil habe und er Ihnen genaue Direktiven schicken kann, wird's wohl einige Tage gehen. — Nun, also, alles Gute, Fräulein Roth. Wenn Sie jemals Rat und Hilfe brauchen, dann wissen Sie ja, wo der alte Corti zu finden ist.“

Als die Gartentür hinter Katharina zufiel, da war es ihr, als fiel die Tür hinter einem Stück ihres Lebens ins Schloß — dem glücklichsten und unglücklichsten zugleich. Aber sie wollte sich nicht mehr zu Boden drücken lassen. Corti hatte ihr Mut gegeben und ein Ziel gesetzt. Wie würde sie mit der kleinen Evelyn auskommen? Was für ein schweres Geschick für ein Kind, nicht gehen zu können — und der Grund? Würde man ihn jemals entdecken? Zu ihrer eigenen Verwunderung konstatierte Katharina eine Weile später, daß sie schon in Gedanken ganz in der Zukunft und bei ihrem zukünftigen Pflichtenkreis war. Und daß sie ihren Kummer für einige Zeit vergessen hatte.

10. Kapitel

Als Katharina in Le Soleil ankam, war Direktor Vernaud bereits durch Professor Corti telephonisch unterrichtet worden.

„Herzlichen Glückwunsch!“ Damit empfing er sie. „Mister Neil ist sicher ein vorbildlicher Arbeitgeber, und die kleine Kranke wird sich mit Ihnen schon anfreunden. Für uns hier ist es freilich ein Verlust! Ich habe bereits vorhin

mit dem Chalet telephoniert. Sie müssen unbedingt morgen noch hinauf; die Kinder planen ein Abschiedsfest für Sie.“

„Ich weiß nicht, ob das noch gehen wird,“ — wandte Katharina ein. Aber Vernaud meinte: „Nehmen Sie den Kindern die Freude nicht. — Irgendwie wollen sie Ihnen einen schönen Abschied bereiten, und auf einen Tag mehr oder weniger wird es Mister Neil nicht ankommen.“

Spät in der Nacht — Katharina hatte schon einen Teil ihrer Sachen zusammengepackt, da schrillte das Telefon durchs Haus. Sie warf den Kimono über und lief hinaus, noch ehe Vernaud sich zeigte. „Hier Schule Le Soleil,“ meldete sie sich. „Hier spricht Mister Neil,“ hörte sie eine tiefe Stimme. „Könnte ich vielleicht Miß Roth sprechen?“

„Hier ist Katharina Roth,“ gab Katharina zurück.

„Miß Roth, Professor Corti hat mir telegraphiert, Sie haben akzeptiert. Wann können Sie reisen? Morgen?“

„Wenn es sein muß, Herr Neil. Nur planen die Schüler eine kleine Abschiedsfeier für mich; es täte mir leid, ihnen die Freude zu verderben.“

„Keinesfalls,“ kam es zurück, „William würde es mir nie verzeihen. Also in drei Tagen. Gut. Ich überweise Ihnen telegraphisch Geld für die Fahrt, außerdem einen Vorschuß. Ueber das Gehalt verständigen wir uns dann. Mein

Sekretär wird Ihnen auch gleich die beste Verbindung telegraphieren. Guten Abend, Miß Roth.“

„Du liebe Zeit,“ dachte Katharina, halb lachend, halb ärgerlich, als sie abhing; — es fehlte noch, daß er mir ein Kindermädchen schickt, um mich auf der „großen Reise“ von hier bis nach Hochberg zu behüten.“

Die nächsten Tage gingen für Katharina rasch dahin. Packen, die Fahrt hinauf zum Chalet in Begleitung Vernauds — er wollte sich ihre Abschiedsfeier nicht entgehen lassen. Im Lauf des Nachmittags kamen sie an. Die Berge glitzerten blau und weiß, — die Sonne brannte, aber der Bergwind brachte Kühlung. Braungebrannt und ferienselig begrüßten die Buben und Mädchen sie. — Der kleine William Neil drückte Katharina Roth mit einem Lächeln des Einverständnisses die Hand, als wollte er sagen: wir beide gehören nun zusammen.

Abends die Feier im taghellen Mondenschein, vor dem Chalet ein improvisiertes Theater, lustige Verse, von einem der älteren Schüler gedichtet, in denen allerhand von heiteren und ernstesten Erlebnissen mit Katharina geschildert wurde, dann ein Chor und zum Schluß die Ansprache Vernauds. Katharina schluckte an ihren Tränen. — Die warmen Worte der Anerkennung und des Dankes, das begeisterte Händeklatschen der Schüler am Schluß von Ver-